

RUNDBRIEF

FÜR KIRCHLICHE UND GESELLSCHAFTLICHE NEUGESTALTUNG

Nr.4 /2021

Brunnenthal, November 2021

Ich sage immer: Gene sind nur Bleistift und Papier, die Geschichte schreiben wir selbst. (Markus Hengstschläger)

Liebe Schwester, lieber Bruder,



Universitäts-Professor und Genetikforscher Markus Hengstschläger hat Wesentliches anschaulich und mit wenigen Worten auf den Punkt gebracht. (*Griß Gott! / Innviertel / 2021/3, Seite 24*)

In ähnlicher Weise könnten

wir viele weitere Beispiele anführen – etwa: Mehl, Wasser und Hitze sind die Voraussetzungen, aber ob daraus ein Brotfladen wird, hängt vom Menschen ab.

Unsere natürlichen Talente und die geschenkten Charismen sind Voraussetzung, aber was wir mit und aus ihnen machen, liegt an uns. Diese Verantwortung können wir auf nichts und niemanden abschieben.

Wenn ich bloß ein Augenblick still verweile und an meinen inneren Augen Menschen vorbeiziehen lasse, mit denen ich irgendwann, irgendwo und irgendwie Kontakt hatte, ergibt sich ein sehr buntes und gegensätzliches Bild. Spontan fallen mir die Gleichnisse Jesu zu den Minen bzw. Talenten ein und was die Empfänger damit bzw. daraus gemacht oder nicht gemacht haben.

Ein buntes und gegensätzliches Bild, auf dem recht deutlich aufscheint, dass Gene, natürliche Begabungen und Charismen und darüber hinaus auch die Umwelt, in die man hineingeboren wird, die je möglichen Bildungschancen, die verschiedensten förderlichen oder hinderlichen

Einflüsse usw. zwar eine wichtige Rolle spielen. Was allerdings dabei herauskommt, ist nicht vorprogrammiert, sondern hängt vom Wahrnehmen, Entscheiden und Umsetzen des je einzelnen Menschen ab. Denn so manche hatten beste Voraussetzungen, ließen sie aber ungenützt oder missbrauchten sie, und andere mussten sich mit sehr beschränkten abfinden und machten daraus Großartiges.

Ich betrachte mich selbst, das, was ich mitbekommen habe, und frage mich, welche Geschichten und Geschichte ich damit bisher geschrieben habe, jetzt gerade schreibe und weiterschreiben werde bis zum letzten Herzschlag und Atemzug.

Dazu bin ich überzeugt, dass Gott mich danach kaum fragen wird, ob ich immer andächtig gebetet, die Benimmregeln eines Geistlichen genau eingehalten und die Seelsorge brav nach den Vorstellungen der kirchlichen Obrigkeit gestaltet habe. Die wesentliche Frage wird – übrigens ohnehin bereits von Jesus klargestellt – sein, was ich mit und aus den mir zufallenden Voraussetzungen gemacht oder nicht gemacht habe, welche Geschichten und welche Geschichte ich damit geschrieben habe.

Stimmst Du mir zu, dass es klug ist, sich selbst und auch anderen diese Frage oft zu stellen, um wach zu bleiben für neue Chancen, Stillstand und Irrungen rechtzeitig zu erkennen und sich wieder daranzumachen, gute Geschichten und eine sinnvolle und fruchtbare Geschichte zu schreiben, solange uns dazu die Gelegenheit geboten wird?

Die Welt ist ein Buch, und wer nicht reist, liest davon nur eine einzige Seite

Das Zitat stammt nicht von einem Manager oder Werbetexter eines modernen Reisebüros, sondern bereits vom Kirchenvater Aurelius Augustinus.

Er ist einiges in der damaligen Welt herumgekommen, allerdings nicht bloß an Meilen, sondern auch auf der geistigen und spirituellen Reise.

All die Unterlagen für die vielen Reisen, die ich mit Gruppen unternommen, geplant, gestaltet oder mitgestaltet habe, füllen inzwischen 38 Ordner – ein Schatz, in dem ich gelegentlich gerne blättere, um Erinnerungen wachzuhalten oder wachzurufen.

Dankbar kann ich also feststellen, dass ich im Weltenbuch bereits mehr als ein paar Seiten lesen durfte und in vielen Begleitenden die Sehnsucht nach einem Weiterlesen, umfassenderen Wahrnehmen, tieferen Verstehen, größerem Staunen und sorgfältigerem Umgehen mit all den Kostbarkeiten in Natur und Kultur wecken oder bestärken konnte.

Einen Schatz bilden auch die vielen Bücher. Ich kann mir ein Leben ohne Bücher nicht vorstellen. Wenn ich selbst ein Buch geschrieben habe, stand dahinter immer meine Hoffnung, dass auch andere mehr als nur die eine oder andere Zeitungsseite oder Handynachricht lesen möchten.

Das Erlebnis des hl. Augustinus 386 im Garten seines Freundes in Mailand, das er in seinen „Bekanntnissen“ erzählt, ist Dir wohl bekannt. Er ist am Boden, weiß nicht weiter und hört auf einmal ein Kind aus dem Nachbargarten rufen: „Tolle, lege!“ Wahrscheinlich spielten dort Kinder und die Aufforderung galt einem mitspielenden Kind. Das lateinische Wort *legere* bedeutet etwas vom Boden auflesen, etwa eine Kugel beim Spielen, aber auch Buchstaben auflesen, also lesen. Augustinus verstand die Aufforderung des Kindes als geistlichen Impuls, die Bibel aufzuschlagen. Er tat es und wurde vom ersten Satz, auf den sein Augenmerk in einem Paulusbrief fiel, tief betroffen. Seine Bekehrung nahm ihren Lauf.

Die Welt ist ein Buch mit unendlich vielen Seiten, von denen wir auch in einem langen Leben und mit großem Interesse nur einen winzigen Teil zu lesen vermögen. Doch bereits dieser winzige Teil offenbart uns einen unfassbaren Reichtum. Allerdings ergeben sich dadurch auch viele Fragen, Infragestellungen und Herausforderungen. Ist das eine Ursache dafür, dass sich so viele zu wenig bemühen, mehr Seiten und vor allem sie genauer zu lesen?

Auch das Leben eines einzelnen Menschen, unser selbst und jedes weiteren Menschen ist so ein Buch. Tiefes Staunen hat mich oft erfüllt, wenn Menschen mir das Vertrauen schenken, in ihrem persönlichen Lebensbuch zu lesen, und mir zutrauen achtsam damit umzugehen.

Sollten wir uns in unserer schnelllebigen Zeit mit den vielen Kurznachrichten nicht doch wieder mehr Zeit nehmen zum Erzählen und zum Zuhören?

Dabei sollte es dann aber nicht um oberflächlichen und noch dazu meist auch noch negativen Tratsch gehen, sondern um Wesentliches, Aufbauendes, Ermutigendes, Frohmachendes, Begeisterndes, Tiefer- und Weiterführendes. Zu anspruchsvoll? Zu mühsam? Zu zeitaufwändig?

Vielleicht denkst Du jetzt, dass man dazu alle möglichen gescheiterten Voraussetzungen mitbringen muss. Nein, das muss man nicht.

Es genügt oft ein einziger bewusster Schritt, denn jede Reise beginnt mit einem ersten Schritt – jede Reise in die Welt, aber auch jede Reise auf der geistigen, geistlichen, sozialen und sonstigen Ebene.

Es hat mich oft schon sehr traurig gemacht, wenn es mir nicht möglich war, Menschen zu einem ersten Schritt oder zu weiteren Schritten zu einer ehrlichen Begegnung mit sich selbst und einem Du zu bewegen. Oder sich auf eine anderweitige Entdeckungs- und Begegnungsreise zu begeben.

Umgekehrt war ich oft von tiefem Glück erfüllt, wenn Menschen auf meine Anregung eingestiegen sind und sich auf den Weg gemacht haben.

Wieder einmal zitiere ich die beiden Aussagen von Martin Buber: „Alles wirkliche Leben ist Begegnung“ und „Der Mensch wird am Du zum Ich“.

Konkret denke ich an die anstehende Strukturreform in unserer Diözese. Wenn es dabei nicht gelingt, bildlich gesprochen die Menschen für neue Schritte, das Aufschlagen, Lesen und Beherzigen weiterer Seiten und ein

umfassenderes Verstehen im Buch der Welt im Gesamten zu motivieren, in ihnen Sehnsucht danach zu wecken, was wird sich dann verändern?

In meinem Buch „Für ein Leben voller Hoffnung“ versuchte ich, in verschiedener Weise Anstöße für ein Sich-auf-den-Weg-machen, Entdecken und Gestalten in den verschiedenen Lebenssituationen zu geben.

Wir schreiben sehr unterschiedliche Aufsätze mit demselben Alphabet

Diesen Satz habe ich im hervorragenden Buch „*stille ist*“ von *manu theobald* gelesen (Seite 41). Er stammt vom Koch Paul Ivić, dem einzigen Koch Österreichs, der mit rein vegetarischer Küche einen Michelin-Stern erkocht hat. Weltweit gibt es nur vier vegetarische Restaurants mit einem Michelin-Stern.

Mit denselben Rohstoffen kochen verschiedene Menschen mit verschiedenen kulturellen Prägungen, verschiedenem Geschmack, verschiedenen eigenen Vorstellungen, verschiedenen Rezepten und verschiedenen Erwartungen ihrer Gäste tausenderlei verschiedene Speisen.

Dasselbe vollzieht sich allgemein bei jedem Menschen hinsichtlich der Umsetzung seiner genetischen Veranlagung, seiner Talente und Charismen zu dem, was er aus seinem Leben macht.

Oder wie es Markus Hengstschläger formulierte, jeder schreibt selbst seine Geschichte mit dem Stift und Papier, das ihm zur Verfügung steht. Und somit gibt es so viele verschiedene Geschichten, wie es Menschen gibt.

Werfen wir einen Blick etwa auf die leider so oft fanatischen und unduldsamen Auseinandersetzungen um die „richtige“ und „gottgewollte“ oder „von Jesus bestimmte“ Feier der Eucharistie. Im Rückblick auf das uns in der Bibel Berichtete macht das von Jesus Festgelegte lediglich das Zusammenkommen der Seinen, das Sich-an-ihn-erinnern, das Vorhandensein von Brot und Wein, die darüber in seiner Absicht gesprochenen Worte und das Essen und Trinken aus.

Nicht einmal, um welches Brot es sich handeln muss, ist von Jesus festgelegt, denn dass es

damals ungesäuertes war, ist dem religiösen jüdischen Ritus geschuldet, der es für das Paschamahl so vorsah. Auch die Getreideart ist nicht festgelegt. Für Gegenden, in denen nur Reis wächst, hat Jesus nicht verlangt, dass seine Jünger und Jüngerinnen von irgendwoher Weizen beschaffen müssen. Ebenso fehlt jede Vorgabe für die Art von Wein. Letztlich bedarf es materiell nur der Gaben irgendeiner Art von Brot und Wein, die zeichenhaft seine Selbsthingabe und seinen Wunsch, durch Einverleibung in den Menschen weiterzuleben und sie im Sinn des Reiches Gottes zu wandeln, ausdrücken.

Zur Form und zum Ritus, wie das Zusammensein zu gestalten ist und wer die Worte zu sprechen und die Feier zu leiten hat, hat er nichts bestimmt. All das erfolgte erst in der folgenden kirchengeschichtlichen Entwicklung. Das Wesentliche ist beizubehalten, doch alles Weitere kann nach den verschiedensten „Rezepten“ und je nach den gegebenen Möglichkeiten der Teilnehmenden und deren kulturellen Einbindungen gestaltet werden.

Ich überlasse es Dir, einmal die geschichtliche Entwicklung der Feier der Eucharistie anzusehen und das, worauf man sich konzentrierte und was man stattdessen vernachlässigte.

Da ist rasch zu erkennen, dass bisweilen vom dem, worum es Jesus ging, nicht mehr allzu viel vorhanden war und ist, doch stattdessen mancher Ersatz und umso mehr eines von ihm gar nicht vorgesehenen Drumherums.

Wäre es nicht auch gut, endlich genauer hinzusehen, wozu Jesus tatsächlich der Kirche Ermächtigungen gegeben oder nicht gegeben

hat bzw. was ihm grundsätzlich ein Anliegen war und was nicht?

Sollte man nicht auch bei der Eucharistie Ähnliches ins Auge fassen, wie es Paul Ivić bezüglich des Kochens beschreibt? Und nicht nur hinsichtlich der Eucharistie, sondern generell mit dem gesamten Christsein?

Er hatte ein ihm an eine wichtige Kindheits-erfahrung erinnerndes Erlebnis und eine daraus folgende Erkenntnis und schreibt: *„Dem folgte ein langer Aufräum-Prozess und ich begann zu verstehen, was ich alles ignoriert hatte, um die Grobheit in dem Berufsbild normal zu finden. Als Koch hast du eigentlich eine ethische Verpflichtung. Du arbeitest mit Lebensmitteln. Wenn du Lebensmittel in der Hand hältst, dann musst du mit allen deinen Sinnen anwesend sein. Du weißt, dass Essgewohnheiten unseren Körper, unser soziales Verhalten und unsere*

Gesundheit beeinflussen. Ich musste mich also rückbesinnen darauf, was Nahrung ist und was sie mit uns macht. Ich brauchte eine massive Veränderung in meinem Leben.“ (Seite 42f)

Das bräuchten wir ebenso als Einzelne, als r. k. Kirche und als gesamte Christenheit – oder nicht? Nicht nur hinsichtlich der Nahrung wäre dies nötig, sondern generell.

Zum Weg, wie seine Veränderung möglich wurde und immer wieder werden kann, bemerkt er: *„Es ist eine tägliche Übung, meine Sinne offen und zugänglich für Neues zu halten.“* (Seite 45)

Wäre das nicht einfach? Nein, durchaus nicht, denn erstens ist der Mensch zwar in manchem sehr neugierig, aber andererseits ein stures Gewohnheitstier und dann hat er schließlich seine „heiligen“ und „ewig gültigen“ und daher nicht aufgebaren Traditionen.

Die Freiheit der Unvernunft

Wie umfassend religiöse, gesellschaftliche, politische und weitere Ideologien, den Hausverstand von Menschen vernebeln, einfaches logisches Denken ausschalten und selbstverständliches Alltagsgeschehen aus dem Blickfeld verschwinden lassen, kann man im von Matthäus (15, 1-20) und Markus (7, 1-23) berichteten Streitgespräch Jesu mit Pharisäern und Schriftgelehrten über das Thema der kultischen Reinheit und Unreinheit nachlesen. Jesus bietet eine bereits Kindern einleuchtende Erklärung, dass den Menschen nicht kultisch unreine Speisen, die beim Genuss lediglich den allgemeinen biologischen Weg gehen, vor Gott unrein machen können. Das kann nur das in seiner Wesensmitte entstehende Böse – unter anderem durch die Unvernunft. Eigenartigerweise verlangt bei Matthäus Petrus, verlangen bei Markus die Jünger von Jesus eine genauere Aufklärung über „jenes rätselhafte Wort“ (Mt) bzw. „den Sinn dieses rätselhaften Wortes“ (Mk).

Da staunt man wohl. Denn wie kann man so einfache und klare Worte, so Selbstverständliches und ab der Geburt bis zum Tod bei jedem Menschen Erlebbares als rätselhaft einstufen?

Doch, man kann es, wenn man durch nicht hinterfragbare Vorschriften von Autoritäten,

durch „Offenbarungen“, „heilige Traditionen“ und durch die Gewohnheiten des Umfeldes entsprechend verbildet, indoktriniert und sogar für Selbstverständliches blind gemacht wurde. Man kann es auch, wenn man sich selbst auf solche Pfade begibt und dadurch bald Sinn und Unsinn nicht mehr zu unterscheiden versteht. Und man kann es im Alltag recht leicht durch Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit. Für Jesus bildeten diese nicht nur beim Thema Reinheit / Unreinheit vorhandenen Verblendungen ein entscheidendes Hindernis, mit seiner Botschaft verstanden und selbst als der erkannt zu werden, der er war.

Ein Sprichwort lautet: Gegen die Dummheit kämpfen die Götter vergeblich.

Es stimmt ebenso, wenn man Dummheit durch Unvernunft ersetzt.

Beweise dafür brauche ich allein schon wegen der jede Woche berichteten Einsätze der Bergrettung nicht extra anzuführen. Viele von diesen Einsätzen wurden völlig unnötig nötig, weil Menschen auf der Freiheit der Unvernunft und der Freiheit zur Unvernunft bestanden und entsprechend unvernünftig handelten. Andere mussten dadurch ihre Arbeit liegen und stehen lassen oder bis in die Nacht hinein unterwegs

sein und ihre Gesundheit und bisweilen ihr Leben aufs Spiel setzen. Zu bezahlen hatten den „Spaß“ selbstverständlich auch meist nicht die Verursacher.

Wir hätten uns seinerzeit in unserer Jugend glücklich geschätzt, hätten wir so gutes Schuhwerk, so wetterfeste Kleidung und so verlässliches Sicherungsmaterial besessen, wie sie heute jedem zur Verfügung stehen. Oder hätten wir ein so genaues Kartenmaterial auf dem Handy abrufen können und dazu noch jederzeit einen weitgehend zuverlässigen Wetterbericht...

Ein Großteil der Rettungseinsätze wurde auch heuer wieder wegen der verbreiteten Unvernunft und des Missverständnisses von Freiheit nötig.

Neu ist dies allerdings nicht.

Ich habe nicht gerade wenige Erinnerungen an nicht zu vergessende Unwahrscheinlichkeiten bezüglich Freiheit der Unvernunft.

Nur ein Beispiel: 22. August 1955. Um 5 Uhr Früh waren mein Freund Xandl und ich vom Schwaigerhaus auf das Wiesbachhorn aufgebrochen. Das Gipfelkreuz steckte bis über den Querbalken im Schnee. Wegen des ersten schönen Tages nach einem Tief waren wir zwei an diesem Tag zuerst als Einzige unterwegs. Nach einer beglückenden Gipfelstunde machten wir uns mit Vorsicht auf zur Überschreitung in Richtung Oberwalderhütte. Es lag viel Neuschnee, die Gletscherspalten waren trügerisch zugeweht und es gab keine Spuren. Nach einiger Zeit tauchte in unseren Spuren ein Mann hinter uns auf. Wir trauten unseren Augen nicht – allein auf dem teils von tiefen Spalten durchzogenen Gletscher, in Straßenkleidung mit Mantel und in Gummistiefeln. Wie konnte er überhaupt mit den Gummistiefeln über den steilen Kaundlgrat auf das Wiesbachhorn gelangen? Es bedurfte einiger Überredungsbemühungen, ihn zum Umkehren zu bewegen.



Ich füge hier drei Erinnerungsfotos ein. Sie wurden am 22. August 1955, also bereits gegen Sommerende gemacht. Auf ihnen ist trotz der Neuschneeaufgabe deutlich zu erkennen, welche Flächen damals auch um diese Jahreszeit noch von Gletschern und über den Sommer bleibenden Schneefeldern bedeckt waren und welche Mächtigkeit die Gletscher hatten. Vergleicht man damit Fotos aus der Gegenwart, ist unübersehbar, in welchem großem Ausmaß inzwischen die Gletscher abgeschmolzen und die Schneefelder verschwunden sind. Im Internet kannst Du Dir etliche interessante Videos ansehen – z.B. *Großes Wiesbachhorn über den Kaindlgrat* (damals im oberen Drittel nur über Eis und Schnee, jetzt über Felsen und Geröll erreichbar). Zur Gegend um die Oberwalderhütte zeigt erschütternd das Video von Bernd Müller „*Vom Gamsgrubenweg zur Oberwalderhütte am Großglockner*“ den Zustand im Jahr 2012. Inzwischen wurde es noch schlimmer.

Die Lage der Oberwalderhütte 1955 auf dem Hohen Burgstall inmitten der Gletscher ist auch auf meiner ca. 40 Jahre alten Kompass-Wanderkarte zur Glocknergruppe noch gut erkennbar. Inzwischen ist ein seilgesicherter und steinschlaggefährdeter Zustieg nötig. Es ist bereits fraglich, ob die Hütte nicht eines Tages aufgegeben werden muss, weil wegen des Auftauens des Permafrostes, des Eindringens von Wasser und der Sprengwirkung des neuen Frostes der Fels des Hohen Burgstall zerbröckelt. Tausende m³ Fels sind bereits abgebrochen.

Eine der maßgeblichen Ursachen dafür? Die Freiheit der Unvernunft hinter der Klimaveränderung.

Ein Großteil der Bergunfälle geschieht wegen der Freiheit der Unvernunft, bei den Straßenunfällen ist es nicht anders. Und nun bei der derzeitigen Corona-Pandemie verhält es sich bei den Erkrankungen auch vielfach so.

Die Freiheit der Unvernunft ist allgegenwärtig. In den O.Ö. Nachrichten lautete im September eine Zeile: Die Freiheit der Ungeimpften endet in der Intensivstation. Na und? Die persönliche Freiheit ist ein Grundrecht, also...

Freiheit braucht Vernunft. Mit der Unvernunft landet sie im Nu in unverantwortlicher

Freizügigkeit oder / und in der Freiheitsbeschränkung bzw. in der Freiheitsberaubung für andere, oft für völlig Unbeteiligte und Unschuldige. Das eigene Freiheitsrecht endet nämlich dort, wo das Freiheitsrecht anderer beginnt. Der richtige Gebrauch der Freiheit ist nur dadurch gewährleistet, wenn alle Seiten in der Verantwortung sich selbst und anderen gegenüber abwägen, was ihnen offensteht und wo Grenzen zu beachten und einzuhalten sind. Für die Vernunft ist dies selbstverständlich, nicht aber für die Unvernunft.

Vernunft und Unvernunft lassen sowohl mit dem Zufallsprinzip als auch mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung anders umgehen.

Die Vernunft ist sich bewusst und rechnet damit, dass nach dem Zufallsprinzip sich etwas +/- gegen bekannte Gesetzmäßigkeiten oder Erfahrungswerte ereignen kann. Die Vernunft ist sich ebenso bewusst und rechnet damit, dass errechnete Wahrscheinlichkeitswerte nicht immer zutreffen müssen. Jede Statistik weist Durchschnittswerte auf. Der Einzelfall richtet sich nicht nach der Statistik, sondern kann mehr oder weniger oder völlig davon abweichen.

Die Unvernunft bildet sich ein, sich über diese unleugbaren Tatsachen einfach hinwegsetzen zu können.

Gelegentlich haben sich Unvernünftige nach dem Draufzahlen wegen ihrer Unvernunft schon bei mir beklagt, wie denn Gott so etwas zulassen könne.

Man kann trotz aller vernünftigen Überlegungen und Verhaltensweisen sich irren und Fehler begehen oder sogar schuldig werden. Wir sind und bleiben vielfach begrenzte Wesen. Doch ist es allemal besser, sich für vernünftige Wege zu entscheiden, Grenzen zu respektieren oder auch zu überschreiten, wenn eine Situation oder das Gewissen es verlangen, als sich der Freiheit der Unvernunft und damit Einbildungen zu überlassen.

Ich schreibe Dir dies weder als besserwisserischer Oberlehrer oder wichtigtuender Prediger mit erhobenem Zeigefinger noch als einer, der sich lebenslänglich vernünftig verhalten hat, sondern als vielfach „gebranntes Kind“ in Bezug auf die Freiheit der Unvernunft.

Eine Narbe am Daumen der linken Hand erinnert mich z.B. beständig an ein Lehrstück bezüglich Freiheit der Unvernunft. Als Bub bearbeitete ich einmal im Stadl mit dem Stemmeisen ein Holzstück. Zufällig kam mein Vater vorbei, sah, dass ich das Stemmeisen verkehrt zum Körper gerichtet statt vom Körper weg in der Hand hielt und bemerkte wie gewohnt in aller Ruhe: „Da wirst du dir bald wehtun.“ Dass er ein Verbot aussprach, in der Freiheit der Unvernunft weiterzumachen, kann ich an den Fingern einer Hand für mein ganzes Leben abzählen. Er überließ mich fast immer der Freiheit der Unvernunft, damit ich aus Schaden klüger werden sollte, außer es war Gefahr in Verzug für ein schweres Unheil, das nicht wieder zu machen gewesen wäre – z.B. mit Waffen und Munition zu hantieren, die zur Kriegsschluss weggeworfen wurden und überall umherlagen.

Ich ignorierte seine Warnung und verhartete in der Freiheit der Unvernunft. Kurz darauf

rutsche ich ab, stieß mit dem scharfen Stemmeisen gegen den linken Daumen und fügte mir eine klaffende Wunde zu.

Als ich stark blutend in der Küche erschien, um meine Mutter ums Verbinden zu bitten, hatte mein Vater gerade zum Jausnen begonnen. Er sah kurz auf meine Wunde und begnügte sich damit, in aller Ruhe ohne Rüge oder weitere Belehrung einfach festzustellen: „Das war zu erwarten. Ich hab dir’s gesagt.“

Die Freiheit der Unvernunft hat eben ihren Preis.

Wenn Du die Bibel aufschlägst, begegnest Du dort bereits im dritten Kapitel mit der Erzählung vom Sündenfall dem ersten Lehrstück zur Freiheit der Unvernunft. Gelernt hat die Menschheit offensichtlich bis heute nicht viel aus dem, womit sie dem Mythos nach bereits ganz am Anfang begonnen hat.

Vieles kann so ausschauen, als ob, und ist doch nicht so.

Die folgenden Zeilen wollte ich anders beginnen, doch spontan fiel mir ein bereits lang zurückliegendes sehr treffendes Erlebnis ein, das ich bereits oft erzählt und wahrscheinlich auch schon einmal in einem Rundbrief erwähnt habe.

Im Juli 1958 hatte ich mit einem Seminar-Kollegen und einigen Priestern aus unserer Diözese das Glück, an einer internationalen KAJ-Schuldung bei Joseph Cardijn für Seminaristen und Priester in Brüssel teilnehmen zu dürfen. Wir mussten gleich bei unserer Ankunft feststellen, dass alle anwesenden Italiener nur Italienisch sprachen, fast alle Franzosen nur Französisch, wir Deutschsprachigen wenigstens so olala Englisch. Von den übrigen Europäern ist mir bei keinem in Erinnerung, dass er mehr als einer Zweitsprache wenigstens in etwa mächtig gewesen wäre.

Auch zwei afrikanische Priester, die in Europa studierten, waren dabei.

Wegen unserer fehlenden Sprachkenntnisse waren wir Europäer nicht dazu imstande, uns ohne Dolmetsch in internationalen Gruppen auszutauschen. Aber an Dolmetschern mangelte es.

Eines Morgens ging ich allein vor dem Frühstück noch kurz im Park des Bildungshauses spazieren. Da begegnete ich einem der afrikanischen Priester und grüßte ihn mit „Good morning, father!“ Er lächelte und antwortete: „Guten Morgen!“

Etwas verlegen fragte ich ihn. „Sie sprechen Deutsch?“

„Ja.“

Das machte mich neugierig und so nützten wir die noch verbleibende Zeit zu einem Gespräch. Dabei konnte ich feststellen, dass er nicht nur ein einwandfreies Deutsch beherrschte. Er konnte sich in sieben Sprachen gut verständigen, unter anderen auch in Italienisch und Französisch, gab damit aber keineswegs an, sondern sagte es mir in aller Bescheidenheit, so als ob dies ohnehin selbstverständlich wäre.

Ich versuchte, vor ihm zu verbergen, dass ich zutiefst beschämt war. Warum? Wir überheblichen Europäer hatten nämlich am Vortag abschätzig gesagt: „Die Wilden haben sie auch ausgelassen!“

Nun waren wir recht froh um „die Wilden“, denn auch sein Kollege beherrschte mehrere Sprachen und so bildeten die beiden die einzige

Verständigungsmöglichkeit unter uns eingebildeten europäischen Tröpfen.

Ich lasse es bei dem Beispiel bewenden. Du kannst es Dir selbst auf alle Lebensebenen und in alle Situationen übertragen, wo wir leider allzu oft dem Anschein erliegen, weil es so aussieht, als ob, doch in Wirklichkeit weitgehend oder völlig anders ist.

Eine interessante Beobachtung beim Lesen der Evangelien zeigt, wie oft die Menschen inklusive der Jünger Jesu einem Anschein erliegen, somit etwas falsch wahrnehmen, es

falsch deuten, ihm eine falsche Bedeutung zumessen, es in Folge auch falsch beurteilen und sich dann falsch verhalten oder falsch handeln – und wie anders sich Jesus verhält.

Nicht nur die Lebensgeschichten einzelner Menschen, auch die gesamte Weltgeschichte und ebenso die Kirchengeschichte wären weitgehend anders verlaufen, hätte man genauer darauf geachtet, ob etwas irgendwie bloß so aussieht, als ob, doch es in Wahrheit nicht ist, oder nicht so aussieht, und es dennoch ist.

Gott vergibt – Django nie!

Zum Thema Schuld und Vergebung habe ich erst im Rundbrief 2/2021 ausführlichere Überlegungen geschrieben. Weil ich paradoxerweise gerade in manchen „frommen“ und sehr auf Recht und Gerechtigkeit erpichten Kreisen zeitlebens auf die Verweigerung des Vergebens gestoßen bin, versuche ich nochmals einen kurzen Hinweis. Es ist mir dazu der obige Filmtitel in die Augen gesprungen.

Der 1967 entstandene Italo-Western, erstmals mit Bud Spencer und Terence Hill in den Hauptrollen, ist Dir vielleicht bekannt. Der Originaltitel lautete: Dio perdona – io no! Gott vergibt – ich nicht! Der ursprüngliche Titel trifft das Problem besser als der spätere. Es geht nämlich nicht nur um Django, sondern um jeden, der in die Lage der Herausforderung zum Vergeben kommt.

Dieser Filmtitel und auch die Motive und Verhaltensweisen in der Geschichte, die im Film erzählt werden, waren und sind leider in unzählbar vielen Varianten bereits seit den Urzeiten der Menschheitsentwicklung aktuell. Sie sind es und werden es bleiben.

Immer wieder gab es gesellschaftliche Entwicklungen in die Erbarmungslosigkeit und damit automatisch in die Ausweglosigkeit. Die Gegenwart zeigt uns täglich in manchen Bereichen eine sich verstärkende Tendenz in diese Richtung. So wichtig und richtig Recht und Gerechtigkeit sind, so gilt doch, dass es ohne Vergebung keinen Ausweg aus dem Schuld- und Konfliktzustand gibt, kein Verlassen der bindenden Vergangenheit in eine befreite Zukunft. Es bleibt nur die Hoffnungs-

losigkeit. So wie Alighieri Dante den Eingang zur Hölle überschrieben hat: *Lasciate ogni speranza...* Lasst alle Hoffnung fahren!

Auch hier ein Beispiel, das ich bereits oft erzählt und vielleicht im Rundbrief schon einmal verwendet habe.

Der frühere Primar auf der internen Abteilung im Krankenhaus Schärding war mein Pfarrhofnachbar Dr. Fritz Spöttl. Wir kannten uns bereits aus den gemeinsamen Gymnasialjahren in Kremsmünster. Eines Tages sagte er sehr nachdenklich zu mir: „Etwa 20% meiner Patienten kann ich mit Medikamenten nicht heilen, weil sie nicht bereit sind zu vergeben. Die sind ein Fall für dich.“

Für mich? Auch ich steige bei Menschen aus, die Vergebung verweigern, denn selbst Gott kann einem Menschen, der sich weigert, gegenüber seinem Mitmenschen oder sich selbst die geballte Faust zu öffnen, nicht die Hand reichen. Ich hätte die Vollmacht, ihnen im Namen des barmherzigen Gottes Vergebung zuzusprechen, doch bleibt dieser Zuspruch wirkungslos, wenn sie sich selbst nicht dem erbarmenden Gott anschließen und ebenso vergeben.

Wer nicht vergibt oder wenigstens ernsthaft bereit ist zu vergeben, bleibt unweigerlich an all das Unheilvolle und Böse gebunden, das ihm widerfahren ist.

Die Evangelien zeigen uns, dass auch Jesus dabei ausgestiegen ist.

Gott kann in einem Augenblick einen Menschen mit schwerster Schuld in ein Denkmal seiner

Barmherzigkeit verwandeln, allerdings nur dann, wenn dieser Mensch sich ebenfalls barmherzig seinem an ihm schuldig gewordenen

Mitmenschen gegenüber erweist. Das Gleichnis vom unbarmherzigen Gläubiger schildert dies deutlich genug (vgl. Mt 18, 23-35).

Jede und jeder ist sich selbst und anderen zugemutet

Hast Du Dir dies in der doppelten Bedeutung gelegentlich schon genauer überlegt?

Wir kennen die Empörung, die hinter dem Protest steckt: „Das ist eine Zumutung!“

Und wir erleben derzeit eine Gesellschaft, die sich immer mehr dahin zu entwickeln scheint, dass viele einander und die Lebensumstände als Zumutung empfinden und in Auflehnung und in eine Abwehrhaltung verfallen.

Es gibt eben in einer Welt, die laufend pluralistischer und unübersichtlicher wird, unendlich vieles, was wir in diesem Sinn als Zumutung ansehen. Dagegen wehren wir uns, weil wir es als ungerecht, überfordernd, demütigend oder sonst wie als etwas empfinden, was uns gegen den Strich geht.

Sogleich verbinden wir damit auch sachliche und persönliche Fragen in die Richtung von warum, weshalb, wieso, wozu usw.

Und dann kommt es darauf an, ob wir solchen Zumutungen in Freiheit vernünftig oder in der Freiheit der Unvernunft begegnen – jeweils mit den entsprechenden Vorzeichen und Auswirkungen.

Du erinnerst Dich sicher noch an die Euphorie beim Fall der Grenzkontrollen, die sich durch den Zusammenschluss Europas in der EU ergaben. Hurra – nun können wir uneingeschränkt überall hin! Inwieweit wir mit unserem Lebensstil und unserem gewohnten besitzergreifenden Verhalten anderen in den nun offenen Ländern eine Zumutung bedeuteten, blieb völlig außerhalb des Horizonts. Doch als die ersten Kriminellen von dort bei uns auftauchten, führte diese Entwicklung sofort zu einem Aufschrei wegen dieser absolut nicht zu tolerierenden Zumutung uns gegenüber.

Als die Flüchtlingswellen in Richtung Europa begannen, wurde dies als unerträgliche Zumutung empfunden. Doch welche Zumutung kolonialisierende Europäer durch ihre Unterdrückung und Ausbeutung der einheimischen Bevölkerung und deren Ressourcen Jahrhunderte lang für viele Länder der Welt bedeuteten, kam nicht mehr ins Blickfeld.

Ähnlich läuft dies auf ziemlich allen Gebieten.

Der zweite Inhalt von zumuten und dass wir uns selbst und einander zugemutet sind, geht als Wertschätzung und Ermutigung, hinter denen Vertrauen und positives Zutrauen stehen, in die gegenteilige Richtung. Wir sind uns und anderen zugemutet als wesentlicher positiver Impuls zu unserer eigenen Selbstwerdung und zur Selbstwerdung anderer, denn wir werden am Du zum Ich, wie Martin Buber feststellte. Das heißt durch Hingabe und nicht durch Inbesitznahme.

Und es wird uns zugemutet, dass wir etwas verstehen, richtig damit umgehen, uns für etwas einsetzen, Wertvolles aus dem Anvertrauten schaffen, uns durch Widrigkeiten nicht entmutigen lassen, trotzdem Ja zum Leben sagen, aus Fehlern lernen, uns gut entwickeln usw. und mit all dem einen guten Einfluss auf andere ausüben.

In beiden Sinngehalten sind wir alle in unserem Sein, Dasein und Sosein uns selbst und einander zugemutet. Mit beiden müssen wir lebenslang umgehen lernen, denn beide bleiben bis zu unserem letzten Atemzug unsere Herausforderung, die wir zu bewältigen haben. Es liegt nicht ausschließlich, aber weitgehend an uns, welchen Weg wir gehen. Selbstverständlich gilt dies nicht nur für den einzelnen Menschen, sondern ebenso für alle menschlichen Gemeinschaften, denn auch sie sind sich selbst und anderen Gemeinschaften zugemutet und es wird ihnen allerhand zugemutet.

Eine gute Einstellung haben jene, die bereit sind fürs Erste einmal anzunehmen, was ist. Denn was man annimmt, das kann entfaltet, geändert, verwandelt, das kann gestaltet werden. Da kann gerade Widriges sich nach dem Motto, was mich nicht umbringt, macht mich stärker, als Chance entpuppen. Und damit kann es auch überwunden und uns zum Nutzen werden.

Was man ablehnt, kann man nicht verwandeln und bleibt daran gebunden. Das scheint ein paradoxer Prozess zu sein, aber es läuft so.

Selbstverständlich bedeutet dies nicht, allem zuzustimmen und zu allem Ja und Amen zu sagen. Es geht um das Annehmen auch des Unangenehmen, Widerlichen, Destruktiven und Behindernden. Nochmals: es geht selbstverständlich nicht darum, sich untätig all dem zu überlassen. Im Gegenteil kommt es darauf an, entsprechend daraus zu lernen, damit richtig umzugehen und es letztlich überwinden zu können.

Wir wissen ohnehin alle aus langer Erfahrung, dass etwa die sofortige Tabletteneinnahme bei Kopfschmerzen, weil wir diesen Zustand ohne Hinterfragen ablehnen und rasch wieder beseitigen wollen, eine Kurzschlusshandlung darstellt, aus der wir nichts lernen und uns langfristig schaden. Auf diese Weise werden wir nie die Ursachen der Schmerzen entdecken und ebenso wenig eine richtige Lösung des Problems erreichen. Für beides braucht es das Annehmen, das Beobachten und Herausfinden der Ursachen und daraus folgend statt einer Symptombehandlung die Bereinigung der Ursachen und ein entsprechendes Vorgehen, das vielleicht bloß darin besteht und erfolgreich wirkt, dass man sich regelmäßig kurz entspannt.

Erlebnis Krippenau



Viele unvergessliche Wochen habe ich mit Kindern und Jugendlichen in der Almhütte in der Krippenau in der Nähe von Krippenbrunn im Dachsteingebiet verbracht. Eine Woche für die Gmundner Jungscharkinder in den Fünfzigerjahren begann einmal mit einem

Als ich vor längerer Zeit wegen zu vieler Arbeit und zu viel Stress mit Bluthochdruck zu tun bekam, sagte mir mein damaliger Hausarzt:

„Sie müssen ein Medikament einnehmen.“

„Wie lange?“

„Dauernd.“

„Nein, das werde ich nicht tun.“

„Da wird Ihnen nichts anderes übrigbleiben.“

„Doch!“

„Was denn?“

„Mein Leben umstellen. Ich werde ab sofort öfter Pausen einlegen, soweit möglich früher ins Bett gehen und jeden Tag laufen.“

„Genau, das wäre das Richtige. Aber das wollen die wenigsten Patienten, denn das ist ihnen zu mühsam. Sie wollen die einfachere Lösung über Tabletten.“

„Nein, ich will die bessere Lösung.“

Ich begann mit der Umstellung, nahm das Medikament, bis sich der Blutdruck wieder auf einem tolerablen Niveau stabilisiert hatte, und danach brauchte ich einige Jahre kein Medikament mehr.

Gelegentlich wurde mir geklagt, meine Rundbriefe seien zu anstrengend zu lesen. Naja, eine Nachtkastillektüre sind sie nicht gerade. Sie erfordern schon einige Konzentration.

Zur Auflockerung und Veranschaulichung des Themas erzähle ich Dir zwei Erlebnisse.



unwahrscheinlich schönen Föhntag. Daher herrschte Hochstimmung, als wir den Zug nach Obertraun bestiegen. Doch weiß an sich jede und jeder in den Bergen, dass es der Föhn in sich hat. Er kann ein paar Tage anhalten, aber ebenso in wenigen Stunden zusammenbrechen.

Dann kann ihm ein Wetterumsturz folgen und folgt ihm häufig tatsächlich.

Wir hatten daher ausreichend Spiele mitgenommen und Beschäftigungen in der Hütte vorbereitet, falls es Regentage geben würde.

Als ich um etwa 3 Uhr wach wurde, war das Plätschern der Regentropfen nicht zu überhören.

Der Regen, der den Föhn bereits während der Nacht abgelöst hatte, ließ die am Abend noch vorhandene Hochstimmung beim Wecken augenblicklich in Trübsal umschlagen. Unser Glück: Es gab damals noch kein Handy und auch keinen Telefonanschluss. Also brauchten wir uns wenigstens der besorgten Mamas nicht zu erwehren.

Für Kaplan Josef Wiener und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter war selbstverständlich, was ich bereits zuvor als Voraussetzung für eine gute Lösung angegeben habe: Annehmen, was ist, und daraus das Bestmögliche machen! Ein Regentag bedeutet keinen Weltuntergang.

Doch trotz guter Vorbereitung gelang uns nur mit Müh und Not die Bewältigung des Regentages, denn die wenigsten Kinder hatten von

Erlebnis Müllerhütte:

Ende August 1958. Das Wetter zeigte sich weder gut noch schlecht, nur unsicher. Beim Aufstieg von der Nürnbergerhütte in den Stubaier Alpen auf den Wilden Freiger war anfangs noch auf einen halbwegs passablen Tag zu hoffen. Doch nach und nach zog es zu und am Gipfel begann es zu graupeln. Wir entschlossen uns dennoch zum Fortsetzen unserer Tour und zum Abstieg zur Müllerhütte. Der Niederschlag hörte bald auf, aber stattdessen versank alles im dichten Nebel, der kaum eine halbe Seillänge weit noch Sicht ermöglichte. Das kurze Stück in den Felsen ging es noch ganz gut, aber auf dem Gletscher war absolut nichts mehr zu unterscheiden. Es gab keine Spuren. Wir wussten nach der Karte nur, dass die Hütte rechts unterhalb des Grates lag und wie weit sie ungefähr entfernt war. So hielten wir uns an den Hang, zählten die Schritte und visierten uns am Seil möglichst in eine Gerade ein. Mit Konsequenz, viel Glück und

daheim die positive Zumutung mitbekommen: „Das wird sicher bei jedem Wetter eine interessante Woche!“ Stattdessen fast alle leider den Illusionen nähernden Wunsch: „Hoffentlich habt ihr immer schönes Wetter!“

Eine interessante Woche ist bei jedem Wetter machbar, aber das Wetter bleibt völlig außerhalb unserer Einflussmöglichkeit.

Es folgte ein zweiter Regentag und dann noch ein dritter. Die Stunden zogen sich hin wie ein Strudelteig. Am dritten gab es Geheul und den Wunsch, doch ins Tal abzusteiigen und heimzufahren. Der damit verbundene völlig unsinnige Aufwand wurde völlig ausgeblendet. Kaum etwas war ihnen von uns noch als interessant zu offerieren.

Kennen wir so etwas nicht ohnehin aus den verschiedensten Lebenssituationen? Wenn das einem Zugemutete nicht angenommen wird, hat dies weitreichende Folgen. Wenn sie nur noch auf Interesselosigkeit und Verweigerung treffen, scheitern auch die Einfallsreichsten. Und den dem Zugemuteten sich Verweigernden ist mit nichts mehr zu helfen.

Am vierten Tag ließ sich endlich die Sonne wieder blicken und das Vaterland war gerettet...

einem guten Schutzengel kamen wir ziemlich genau bei der Hütte an. Dort fanden wir nur einen italienischen Arzt mit seiner Tochter und eine junge Italienerin als Küchengehilfin vor. Alle drei konnten nicht Deutsch und wir nicht Italienisch. Es begann zu schneien und es kam Sturm auf. Die in der exponierten Lage auf 3.145 m Höhe stehende Hütte ächzte durch den Sturm die ganze Nacht hindurch.

Zwei Tage und zwei Nächte ging das so fort. Der Hüttenwirt war vor dem Wettersturz ins Tal abgestiegen und hatte nicht wieder aufsteigen können. Doch war genug Proviant auf der Hütte, die Italienerin kochte und guten Südtiroler Wein gab es auch reichlich. Der Morgen des dritten Tages empfing uns schließlich mit strahlendem Sonnenschein und einer Winterlandschaft. Den Weg ins Freie mussten wir uns erst frei machen, denn der Sturm hatte die Hüttentür weitgehend zugeweht. Etwas mühsam und kraftraubend waren die Tour und

der Weiterweg zur Dresdner Hütte an diesem Tag, aber traumhaft schön.

Als wir zum Ende der Woche wieder ins Tal kamen, wurden wir wegen des Sauwetters und der erzwungenen Gefangenschaft in der Hütte sehr bedauert. Wir lachten, denn das Sauwetter hatte so manches ermöglicht, was wir bei Kaiserwetter niemals hätten erleben können. Nichts hatte uns auf Trab gehalten. Lang schlafen, gemütlich essen, viel diskutieren, Geschichten und Witze erzählen, uns den guten Wein schmecken lassen... Die „Unterhaltung“ mit dem italienischen Arzt und den zwei jungen Frauen erfolgte mit Grimassen, Händen und Füßen pantomimisch und führte zu urkomischen Situationen und Szenen. Obwohl wir uns sprachlich nicht verstehen konnten, verstanden wir uns blendend und hatten eine

mords Gaudi miteinander. Ich habe mein Leben lang kaum so viel gelacht wie in diesen zwei Tagen. Sie waren in ihrer Art eine Zumutung, doch weil wir diese angenommen und gestaltet hatten, wurden sie zu einem Geschenk und blieben mir unvergesslich.

Alles eine Frage der Einstellung und der Sichtweise, kann man sagen.

Alles eine Frage, wie man mit dem umgeht, was einem zugemutet wird.

Weil es mich interessierte, wie es heute nach 63 Jahren dort aussieht, recherchierte ich im Internet und musste ähnlich wie bei der Oberwalderhütte an den Fotos feststellen, wie weit die Gletscher bereits abgeschmolzen sind und sich dadurch die Landschaft verändert hat.

Ein Leben in der Blase?

Dass beklagt wird, wie immer mehr Menschen einem auf eigenständigem Denken aufbauendem Leben ein Leben in irgendeiner Blase vorziehen, ist Dir bekannt. Ich hoffe aber, wir gehören nicht dazu und bleiben vor der Einbildung bewahrt, es könne uns eh nicht passieren, uns auf einmal in einer Blase zu befinden, ohne dass wir es merken. Das kann nämlich sehr leicht und recht schnell passieren.

Man sucht sich Follower, die einen in der eigenen Meinung bestätigen bzw. deren Meinung man sich ohne die Mühe eigener Recherchen und Denkarbeit anschließen kann. Das ist eindeutig bequemer, als sich mit Kontrahenten abzugeben, die einen in Frage stellen, mit deren gegenteiligen Ansichten man sich auseinandersetzen muss und die unter Umständen das eigene für richtig gehaltene Kartenhaus einstürzen lassen.

Wenn man diverse Postings von Leuten liest, die meinen, der Horizont ihrer Blase sei jener der Welt und ihre Sichtweise sei die einzig richtige, findet man auch in den Antworten selten konstruktive Auseinandersetzungen und ein kritisches, aber dabei auch selbstkritisches Suchen nach Wahrheit. Kommen die Antworten aus derselben Blase, verfallen sie meist in ein unreflektiertes Beifallklatschen. Kommen sie aus einer anderen, beschränken sie sich im

günstigen Fall meist auf Spott und dergleichen und im ungünstigen Fall meist auf ein aggressives Niedermachen. Bei beiden sucht man meist vergeblich nach dem, was im sachlichen sowie persönlichen Umgang eigentlich selbstverständlich sein sollte.

Handelt es sich dabei um eine neue Erscheinung? Durchaus nicht, es ist nur eine durch die modernen Medien viel weitere Kreise ziehende, Massen erreichende, sich ungemein beschleunigende und sich uferlos ausweitende. Doch im Prinzip ging und geht es auch bei einer Stammtischrunde kaum anders zu – und bei einem Gebetskreis auch nicht. Man will am liebsten unter sich bleiben, unter Gleichgesinnten.

Im Großen läuft es ebenso nicht anders. Da bleiben etwa in der Kirche die Konservativen am liebsten unter sich und ebenso die Progressiven. Man spricht zwar übereinander, aber kaum wertschätzend und im Bewusstsein des eigenen beschränkten Wissens auf der Suche nach Wahrheit belehrbar und korrigierbar miteinander. Man steckt die Energie eher in das Mobilisieren von Angriffen aufeinander als zum Brückenbauen zueinander.

Blasen entstehen im Kleinen und im Großen überall. In schlechter Erinnerung sind im

Großen sicher die Immobilienblase und die Finanzblase, die schließlich 2008 platzten. Daraufhin hieß es, dass man das Schlamassel durch entsprechende Vorkehrungen in Zukunft vermeiden und gesetzliche Regeln festlegen müsse. Doch was ist in den folgenden Jahren seither tatsächlich geschehen?

Bei der Klimakrise läuft es nicht anders, bei der Kirchenkrise nicht – und im Kleinen bei den Lebenskrisen vieler Menschen ab der Familie und den je einzelnen Menschen auch nicht.

Warum nicht? Ein maßgeblicher Grund dafür besteht darin, dass es so schwer möglich ist, Menschen aus ihren jeweiligen eigenen Blasen herauszuholen.

Bei den „Friedensverhandlungen“ nach dem Ersten Weltkrieg stellte das Verharren der Sieger in der eigenen Blase und das Nicht-wahrnehmen und Nichtberücksichtigen der Lage der Unterlegenen die Weichen statt zum Frieden zum Zweiten Weltkrieg. Die wenigen Hellsichtigen wurden nicht ernstgenommen oder kaltgestellt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hätte man beinahe und hat man teils auch wieder nur aus der eigenen Blase heraus gehandelt, doch schließlich setzten sich wenigstens teilweise jene durch, die über den eigenen Blasenhorizont hinausblickten. Das geschah sicher nicht aus reiner Nächstenliebe, doch wenigstens aus Weitsicht mit dem Blick auf das Ganze.

Man kann selbstverständlich die Freiheit der Unvernunft für sich beanspruchen und sich dementsprechend verhalten. Das uneinsichtige Verharren in der eigenen Blase ist eindeutig ein Zeichen für Freiheit in der und zur Unvernunft. Es gibt aber eine Menge Beispiele, die deutlich genug aufzeigen, was zu gewinnen ist, wenn man von Anfang an darauf achtet, sich weder selbst in einer Blase einzurichten noch sich von der Umgebung in eine solche einschließen zu

lassen, sondern selbst frei zu bleiben und dem Umfeld dabei zu helfen, es ebenso zu bleiben.

Die Soziologin *Beate Littig* stellte zum Schluss eines Interviews zum Thema „Blase“ in Bezug auf die Hospizarbeit, wie man aus den diversen Blasen herauskommen könne, in der Wochenzeitung *Die Furche* fest: „*Nachdem ich selbst eine Hospizausbildung habe und solche Erfahrungen für einen wichtigen Teil menschlicher Existenz und Bildung halte, würde ich aber grundsätzlich dafür plädieren, dass alle einmal diese Erfahrung machen sollten – sei es als Ehrenamt oder als freiwilliges soziales Jahr. Bei BMW gab es etwa die Auflage, dass Manager in einem bestimmten Zeitraum wenigstens drei Monate einer ehrenamtlichen Tätigkeit nachgehen müssen, damit sie aus ihren Blasen herauskommen und neue Erfahrungen machen. Das halte ich für sehr wichtig.*“ (*Die Furche* Nr. 39 vom 30.9.)

Diese Aussagen erinnern mich spontan an eine der Hauptsorgen meines Vaters, als ich ihm als Dreizehnjähriger sagte, dass ich Priester werden möchte. Er gestand mir ohne Wenn und Aber volle Freiheit zu, meiner Berufung zu folgen. Er befürchtete aber, dass ich bereits während meiner Ausbildung durch die Umgebung in der klerikalen Blase untergebracht werden könnte. Sollte dies passieren, hielt er mich für verloren – für unsere Familie und für die eigentliche und wesentliche Erfüllung meiner Berufung.

Ein Leben in einer Blase?

Lieber nicht! Ich ermutige Dich dazu, dieses Thema genauer anzuschauen – für Dich selbst, Dein Umfeld und auch in dem, was da in größerem Rahmen in Kirche und Gesellschaft abläuft. Viele Probleme ließen sich wenigstens zum Teil verhältnismäßig leicht lösen, wenn die Beteiligten dazu bereit wären, ihre jeweilige Blase zu verlassen.

Das kann ich nicht!

Selbst schon oft gedacht? Und auch gesagt? Oder von anderen gehört?

Es gilt: Wenn man genauer hinschaut, sieht man mehr. Wie bei vielem geht es bei dieser Feststellung nicht nur um die konkrete Aussage.

Sie wird maßgeblich beeinflusst und bestimmt vom Davor, Dahinter, Danach, Dazwischen, vom Bewussten und Unbewussten.

Bereits in der Eigenbeobachtung und dann bei vielen Aussprachen ist mir aufgefallen, dass

man fast immer einer zumindest teilweisen Einbildung oder Falschmeldung aufsitzt, wenn man eine solche Antwort auf eine Herausforderung oder eine Aufgabe ohne jede aufmerksamere Betrachtung als die volle Wahrheit gleich akzeptiert.

Man sollte sich nicht nebenbei, sondern als wichtigen Teil des Wahrnehmens und Deutens bei sich selbst und bei anderen die Mühe nehmen sich einige Voraussetzungen gründlicher ansehen.

Das Davor: Aus welchen bisherigen Lebenserfahrungen und Einflüssen in der Vergangenheit könnte diese Feststellung entstanden sein?

Das Dahinter: Welche verborgenen Ausweichimpulse, Absichten, Ängste oder Befürchtungen u.a. bilden hier und jetzt konkret den Hintergrund der Feststellung?

Das Danach: Was soll unter Umständen für die Zukunft an Herausforderungen, Belastungen u.a. damit verhindert und welchen Situationen soll damit ausgewichen werden?

Das Dazwischen: Welche Rolle spielt die Beziehungsebene, also die Selbstbeziehung, die Beziehung zum Gegenüber und die Beziehung zur gestellten Aufgabe?

Das Bewusste und Unbewusste: Was ist einem selbst und / oder dem Gegenüber dabei bewusst und was könnte aus dem Unbewussten heraus blockieren?

Auf ein „Das-kann-ich-nicht“ reagierten jene Menschen, die mich weiterbringen wollten, meist ziemlich ungerührt mit einem „Dannlernst-du-es!“ Oder wie mein Vater dazu noch mit der Ermutigung: „Probiere es, du wirst sehen, du kannst es!“

So nebenbei fällt mir die Frage ein: Wo würde die Kirche heute stehen, wenn nicht Jahrhunderte lang zu viele Kleriker von den Pfarrern bis zu den Päpsten den Laien weisgemacht hätten, sie könnten etwas nicht, z.B. die Bibel verstehen, statt sie zu ermutigen, es eben zu lernen, was sie noch nicht verstünden, und wenn sie ihnen dabei entsprechend geholfen hätten, statt sich selbst als es allein Könnende unentbehrlich zu machen?

Also: Wenn Du Dir das nächste Mal denkst, das kann ich nicht, dann schau Dir diese Meinung

genauer an. Ich gehe jede Wette ein, dass Du oft rasch draufkommen wirst, dass Du so manches mit einigem Einsatz ohne weiteres erlernen und dann nach und nach immer besser können könntest – oder nicht?

Die jesuanische Methode war weder das Alleinmachen, weil es ja seine Gefolgsleute nicht könnten oder nicht dürften, noch ein Akzeptieren eines „Das-können-wir-nicht“ ihrerseits. Denn Jesus unterwies seine Gefolgsleute gründlich mit anderen und im kleinen Kreis, zeigte es ihnen vor, gab ihnen Vollmacht, schickte sie aus zum Einüben – und dies nicht nur zu den Wohlmeinenden, sondern mitten unter die Wölfe. Sie ließen sich herausfordern, waren erfolgreich und kamen dann staunend zu ihm zurück, um ihm zu berichten, was sie dabei alles erlebt hatten. Daraufhin war er voller Freude und dankte seinem Vater. Und letztendlich verhiess er nicht nur den gerade um ihn versammelten Aposteln, sondern darüber hinaus allen an ihn Glaubenden nicht nebenbei, sondern in einer feierlichen Formulierung: *„Amen, amen, ich sage euch: Wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich vollbringe, auch vollbringen, und er wird noch größere als diese vollbringen, denn ich gehe zum Vater.“*

Dazu versicherte er: *„Alles, um was ihr in meinem Namen bitten werdet, werde ich tun, damit der Vater im Sohn verherrlicht wird. Wenn ihr mich um etwas in meinem Namen bitten werdet, werde ich es tun.“* (Joh 14, 12-14)

In der Nachfolge Jesu haben seither genug weise und engagierte Frauen und Männer die Erfahrung machen dürfen, dass die jesuanische Methode richtig ist.

Sollte Dir jemand sagen, dass Du etwas nicht kannst, dann überleg, ob es Sinn machen könnte zu bitten, dass er / sie es Dir doch erklären und beibringen könnte oder auf welche Weise Du zu Wissen und Können gelangen könntest.

Damit könntest Du außerdem in einem Aufwaschen den eigenen inneren Schweinehund der Bequemlichkeit ausschalten.

Wenn Dir jemand sagt, er / sie kann etwas nicht, dann probiere es umgekehrt: aufdecken, wenn etwas daran nur auf Ausreden beruht, oder ermutigen zum Erlernen und dabei helfen.

Steht dahinter in Wirklichkeit: Das darfst du nicht?

Die Selbstverständlichkeit des tatsächlichen und für den einzelnen Menschen nicht überwindbaren vielfältigen Nichtkönnens habe ich vorhin vorausgesetzt. Ein einzelner Mensch kann nur einen winzigen Bruchteil dessen, was Menschen insgesamt können. Es ging nur um die Aussage eines zwar behaupteten, doch mehr oder weniger fragwürdigen bzw. auf Manipulationen beruhenden Nichtkönnens beim je konkreten Menschen.

In der Nacht, nachdem ich den Artikel geschrieben und dann gut geschlafen hatte, wurde ich bereits etwas vor fünf Uhr wach. Da fiel mir zum Thema ein, dass man unbedingt im Dahinter darauf achten muss, ob sich dort nicht ein verdrängtes, nicht zugegebenes oder unbewusstes „Du-darfst-nicht“ verbirgt, welches das Können verhindert und das Geforderte als Nichtkönnen erscheinen lässt. An ein neuerliches Einschlafen war für mich als ausgesprochenem Morgenmenschen nicht zu denken. So ließ ich meinen Erinnerungen freien Lauf. Dabei erging es mir wie beim Bergsteigen, wenn man höher kommt. Je mehr mir einfiel, umso weiter wurde der Horizont und umso mehr fiel mir dazu noch ein mit Verzweigungen auf so ziemlich alle Lebenssituationen.

Der bekannte Satz, dass nicht sein kann, was nicht sein darf, gilt oft und in vielem auch beim „Das-kann-ich-nicht“. Er zeigt Wirkung, auch wenn er falsch ist. In Wirklichkeit steht dahinter häufig ein „Das-darfst-du-nicht“. Die Ursache, die als „Autorität“ im eigenen Inneren oder im Außen das Verbot ausspricht und damit das Können und meist auch das Erlernen blockiert, ist oft nicht so einfach erkenn- und benennbar. Doch je weniger sie erkannt und benannt werden kann, desto wirkmächtiger erweist sie sich und desto hilfloser ist man ihr ausgeliefert. Es gilt daher: Was aufgedeckt wird, kann geheilt bzw. verändert werden. Allerdings nicht automatisch, sondern nur mit entsprechender Einstellung und Beteiligung des / der Betroffenen und dem geeigneten begleitenden Vorgehen.

Besonders aufmerksam geworden bin ich auf die Tatsache, dass hinter einem mir gesagten und von der betreffenden Person auch erlebten und geglaubten Nichtkönnen in Wahrheit ein Nichtdürfen steht, vor allem bei der Heilung der Lebensgeschichte während der Leben-im-Geist-Seminare und bei einzelnen Aussprachen mit Jugendlichen und Ehepaaren in einer Krise, in der sich die Betroffenen als hilflose Opfer eines Nichtkönnens gesehen haben.

Weil es sich um sehr heikle Vorkommnisse dreht, erzähle ich Dir nun keine konkreten Beispiele aus meiner Erfahrung, um nicht Assoziationen mit lebenden oder verstorbenen Personen zu provozieren.

Ich verweise Dich nur darauf, was heute massenhaft, in unverantwortlicher Weise und mit für viele schlimmen Folgen über die „sozialen Medien“ stattfindet und schildere ein fingiertes krasses Beispiel: Da ist etwa ein Mädchen, das überzeugt ist, man müsse dem Mainstream entsprechen, um anerkannt und geliebt zu werden; entspricht man nicht, wird die von außen erlebte Ablehnung rasch zur eigenen im Verlust gesunder Selbstannahme und ehrlicher Selbstkritik und man landet in überkritischer Selbstablehnung; die „Autorität“ von außen und von innen spricht das Existenzrecht ab, so zu sein, wie man eben ist; daraus kann sich u.a. eine Essstörung ergeben und die Selbstablehnung kann sich bis zu Suizidgedanken auswachsen; mit einem Sterben an Mangelernährung, weil man als armes Opfer eines scheinbar unbekanntes Irgendetwas nicht mehr essen kann, lässt sich außerdem der eigentliche Grund verschleiern, der letztlich im Nicht-mehr-essen-dürfen aufgrund äußerer und innerer Ablehnung liegt. Das „Ich-kann-nicht“ wird als wahr und wirklich erlebt, obwohl das „Du-darfst-nicht“ eigentlich wahr und wirklich ist. Die manipulierende und diktierende „Autorität“ (eigene verkehrte Vorstellungen, Mode, das Man-tut oder Man-hat-zu sein und das Man-tut-nicht oder Man-hat-nicht-so-zu-sein etc.) im Hintergrund wird verdrängt oder nicht mehr als eigentliche Ursache der Probleme erkannt.

Solange die verbietende und blockierende „Autorität“ im Hintergrund nicht erkannt, benannt und ausgeschaltet werden kann, ist an eine Befreiung aus deren manipulierender Macht nicht zu denken. Es bleibt beim oft verzweifelt beteuerten „Ich-kann-nicht“.

Ich habe vorhin ein krasses Beispiel gewählt, um die nicht selten fatalen Folgen der hinter dem erlebten, doch gar nicht notwendigen Nichtkönnen liegenden Ursachen in der verbietenden und das durchaus mögliche Können verhindernden „Autorität“ aufzuzeigen.

Im Alltag wohl ausnahmslos von uns allen spielen sich aber tausenderlei Varianten einer oft schwer erkennbaren und benennbaren „Hintergrundautorität“ zwischen harmlos und schwerwiegend ab.

Ich überlasse es nun Dir selbst, Dir dazu weitere Gedanken zu machen. In Deinen eigenen Erinnerungen und im Beobachten Deines Umfelds wirst Du leicht, rasch und vielfältig fündig werden.

Es ist wohl leicht verständlich, dass es sich um ein sehr wichtiges Feld handelt, wenn man darauf Wert legt, ein vom Diktat falscher innerer und äußerer „Autoritäten“ möglichst unabhängiges und freies Leben zu führen bzw. anderen dazu eine Unterstützung zu bieten.

Solange man irgendwie unter einem Diktat einer blockierenden falschen „Autorität“ im Hintergrund steht, bleibt vieles, was einem ohne weiteres möglich wäre, von vornherein im Ich-kann-nicht gefangen und lässt sich nie oder nur in kümmerlichen Versionen verwirklichen.

Man sollte in Bezug auf die Entwicklung eines Nichtdürfens im Hintergrund als Ursache für ein verspürtes oder geglaubtes Nichtkönnen auf den verschiedensten Gebieten bereits ab dem Kindesalter achten.

Und dazu sollte man neben der Aufmerksamkeit und Wachsamkeit gegenüber jedweder Manipulation von innen und außen den Willen trainieren, sich möglichst nie von den falschen „Autoritäten“ im Hintergrund das Können oder dessen Erlernen verbieten zu lassen.

Irgendwo habe ich einmal den guten Text von Nelson Mandela gelesen und 2006 in

Brunnenthal eigens einen Vortrag im Fastenseminar dazu gehalten. Man muss sich dabei vorstellen, dass Nelson Mandela viele Jahre im Gefängnis zubringen musste, weil ihm das herrschende Apartheidregime jede Art von Leuchten austreiben wollte.

In diesem Text greift er eine dieser niederhaltenden und niedermachenden falschen „Autoritäten“ auf, die häufig hinter dem „Das-kann-ich-nicht“ als bestimmendes „Das-darfst-du-nicht!“ stehen – als eine Art von Angst, als falsche Demut und Bescheidenheit und als missverstandene Selbstverleugnung.

Wir alle sind dazu bestimmt zu leuchten!

Unsere tiefgreifende Angst ist es, dass wir ungenügend sind.

Unsere tiefgreifende Angst ist, über das Messbare hinaus kraftvoll zu sein.

Es ist unser Licht, nicht unsere Dunkelheit, die uns am meisten Angst macht.

Wir fragen uns: Wer bin ich, mich brillant, großartig, talentiert, phantastisch zu nennen?

Aber wirst Du Dich so nennen?

Dich selbst klein zu halten, dient nicht der Welt.

Es ist nichts Erleuchtendes daran, sich so klein zu machen, dass andere um Dich herum sich unsicher fühlen.

Wir sind alle dazu bestimmt zu leuchten wie es Kinder tun.

Wir sind geboren worden, um den Glanz Gottes in uns zu manifestieren.

Er ist nicht nur in einigen von uns, er ist in jedem Einzelnen.

Und wenn wir unser Licht erscheinen lassen, geben wir unbewusst anderen Menschen die Erlaubnis, dasselbe zu tun.

Wenn wir von unserer Angst befreit sind, befreit unsere Gegenwart automatisch andere.

Das ist ein echt jesuanischer Text und es geht nicht um irgendeine Beliebigkeit, sondern um unser wesentliches Sein und Tun.

Jesu klare Aussagen und Auftrag sind völlig eindeutig: „Ihr seid das Licht der Welt... So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Taten sehen und euren Vater im Himmel preisen.“ (Mt 5,14.16)

Und jene des Apostels Paulus sind es ebenso: „Wir alle aber schauen mit enthültem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn wie in

einem Spiegel und werden so in sein eigenes Bild verwandelt, von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, durch den Geist des Herrn.“ (2 Kor 3,18)

„Denn einst wart ihr Finsternis, jetzt aber seid ihr Licht im Herrn. Lebt als Kinder des Lichts!“ (Eph 5,8)

Jesus hat seinen Jüngern vor der Aussendung nicht gesagt: „Verkündet den Leuten die Frohe Botschaft, betont aber stets, dass ihr für die Heilung der Kranken, die Erweckung der Toten, die Reinigung der Aussätzigen und die Austreibung der Dämonen zu schwach und zu unbedeutend seid, dass ihr das nicht könnt und dazu dann euer Meister selbst nachkommen wird...!“ (vgl. die gegenteilige Anweisung bei Mt 10, 7)

Und zum Schluss stellte er nicht nur ihnen, sondern allen an ihn Glauben beim letzten Abendmahl in betont nachdrücklicher Weise - wie bereits in vorangehenden Artikel ausgeführt - in Aussicht: „*Amen, amen, ich sage euch: Wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich vollbringe, auch vollbringen und er wird noch*

größere als diese vollbringen, denn ich gehe zum Vater.“ (Joh 14,12).

Es ist absolut keine Rede von einem „Das-könnt-ihr-nicht“ oder „Das-dürft-ihr-nicht“. Es ist eine Verheißung, in der selbstverständlich ein Auftrag und dessen Verwirklichung mitausgesagt sind mit der einzigen Voraussetzung des vertrauenden Glaubens.

In manchen Punkten stimmt leider der Vorwurf, das Christentum sei eine Sammlung von Missverständnissen. So manche dieser Missverständnisse gehen auf Heilige, auf theologische Ansichten und sogar auf lehramtliche Sichtweisen zurück. Um die ohnehin in manchem nur scheinbare Kontinuität der Lehre nicht in Frage zu stellen, scheut man sich, diese endlich zu entsorgen, und riskiert damit lieber den Verlust kritisch denkender Menschen.

Barack Obama lag auf einer Linie mit Nelson Mandela und war mit seinem ermutigenden, offensiven und starken „Yes, we can!“ wohl näher an der Sichtweise und am Auftrag Jesu.

Und Angela Merkel war es im Flüchtlings-Tsunami 2015 mit ihrem „Wir schaffen das!“ ebenso.

Wie frei ist das Wollen, um etwas zu können?

Bei einer Prüfung stellte unser Naturgeschichtsprofessor P. Reinhard, der uns Studenten immer in der dritten Person ansprach, mir gegenüber fest: „Er könnte, wenn er wollte!“

Ich hatte die lateinischen Bezeichnungen einzelner Knoch im menschlichen Knochengerüst nicht gewusst und er erinnerte sich an eine andere Prüfung in Botanik, bei der ich die entsprechenden Bezeichnungen bei Pflanzen sehr wohl nennen konnte.

Er hatte völlig Recht mit seiner Bemerkung und sein Urteil war auch gerecht, denn vor allem die Alpenblumen, denen ich bei den Bergwanderungen begegnete, interessierten mich sehr, die lateinischen Namen unserer Knochen dagegen kaum. Ich hatte nicht vor, Arzt zu werden, und die lateinischen Namen der Knochen brauchte ich weder im Alltag noch in meinem angestrebten Beruf. Hinter meinem Nichtwissen stand also keine Unfreiheit, sondern bloß mangelndes Interesse und dieses bewirkte den Mangel an Wollen zum Lernen.

Ganz anders hätte es sich verhalten, hätte ich zu meiner Mutter nach dem Tod ihres über alles geliebten Gatten, als sie viereinhalb Jahre lang in einem schwarzen Loch versank, hinsichtlich ihres Ausstiegs aus dem Unheil gesagt: „Du könntest, wenn du wolltest!“ Sie konnte es nicht und nachdem sie es endlich geschafft hatte, sagte sie des Öfteren zu mir: „Franz, es tut mir so leid, dass ich dich so belastet habe, aber ich konnte mir nicht helfen.“

Diese Aussage war ebenso wahr wie jene von P. Reinhard. Hinter ihrem Nichtkönnen standen massive psychische Probleme, die eine Unfreiheit bewirkten, die es ihr nicht bloß erschwerte, sondern weitgehend unmöglich machte, das Richtige und das Nötige wirksam zu wollen.

Man braucht bloß zu wollen, dann kann man auch vieles, ist eine verbreitete Meinung. Selbstverständlich hat das Wollen eine maßgebliche Bedeutung. Ebenso selbst-

verständlich stimmt es, dass man oft etwas bloß zu wollen braucht, um es zu können bzw. zu lernen.

Es ist allgemein bekannt, dass ohne das eigene Wollen vieles von Vornherein nicht geht, nur lückenhaft möglich wird und nach Ende des Drucks rasch wieder aufhört.

Daher fragte Jesus den Gelähmten am Teich Bethesda: „*Willst du gesund werden?*“ (Joh 5,6) Auch den blinden Bettler Bartimäus in Jericho fragte er: „*Was willst du, dass ich dir tue?*“ (Mk 10, 51)

Doch wissen wir aus eigener Erfahrung, dass das eigene Wollen unter manchen Umständen nur eingeschränkt, kaum oder gar nicht möglich ist.

Das freie und unbehinderte Wollen steht uns leider nicht immer zur Verfügung. Es gibt auf allen Ebenen Behinderungen und diese muss man beachten, ansonsten tut man sich selbst und anderen unrecht.

Der Apostel schildert im Brief an die Gemeinde in Rom sein Unvermögen, mit seinem Wollen ungehindert zum Zug zu kommen: „... *Das Wollen ist bei mir vorhanden, aber ich vermag das Gute nicht zu verwirklichen. Denn ich tue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will, das vollbringe ich.*“ (Röm 7, 18)

Das kennen wir alle zur Genüge aus eigener Erfahrung.

Paulus führt diesen Zwiespalt und dieses Unvermögen auf den Zustand der durch die Sündhaftigkeit bestehenden Trennung von Gott zurück.

Dies ist die religiöse Begründung. Vielfach handelt es sich im Alltag aber um eine Reihe von physischen, psychischen, sozialen und weiteren Ursachen, die mit Sünden nichts zu tun haben.

Daher ist auch beim Wollen unbedingt das Dahinter zu beachten. In diesem Dahinter kann in unterschiedlichem Ausmaß ein Unvermögen verschiedener Art stehen.

Eine dieser möglichen Ursachen liegt im genetischen Erbe und in der Veranlagung.

Das war und ist auch meine lebenslange Erfahrung.

Als meine Mutter noch sehr jung mit 19 Jahren meinen Vater zu heiraten gedachte, sagte ihre zukünftige Schwiegermutter zu ihr: „Miazl, sei Vata war a Gacha und da Franzl is a. Sei Vata hat sö nia gändat und er wird sö a net ändan. Wanns d' dös net auhalts d', dann lass dö Finga vo eahm!“

Meine Mutter erzählte mir später des Öfteren, dass sie sich dies wohl überlegt habe. Doch sie habe gesehen, dass er so viele gute Seiten hatte, dass sie sich dachte, seine cholerischen Ausrutscher werde sie aushalten. Sie hat ihn geheiratet und mit ihm 56 Jahre in einer zwar nicht einfachen, doch glücklichen Ehe verbringen dürfen. Doch ihre Schwiegermutter hatte Recht gehabt. Er ließ sich keineswegs gehen und meist sagte er nach einem In-die-Luft-gehen selbstkritisch: „Das habe ich wieder notgehabt!“ Es tat ihm leid und er war Augenblicke danach wieder ein besonnener und liebevoller Mensch. So sehr er sich auch bemühte, sein cholerisches Temperament zu bändigen, gelungen ist es ihm nicht. Bei bestimmten Ereignissen hatte sein Wollen aufgrund seines Temperamentes prompt den nächsten Aussetzer und mit dem Können war es dann ebenso aus.

Das letzte In-die-Luft-gehen erlebte ich mir gegenüber drei Tage vor seinem Sterben.

Meine Mutter handhabte sein In-die-Luft-gehen sehr klug. Ich erlebte sie nie anders. Erst schieg sie und wenn er Augenblicke später wieder herunter war, fragte sie ihn ohne jeden Vorwurf oder ein Beleidigtsein ganz ruhig in etwa: „Was wolltest du mir sagen?“

Und es lief – bis zum nächsten In-die-Luft-gehen – weiter, als ob nichts gewesen wäre.

Da ich im Temperament eher meinen Vater als meine Mutter beerbte, lag das mögliche Konfliktpotential zwischen meinem Vater und mir selbstverständlich höher. Ich bin meiner Mutter dankbar, dass sie da nie durch Parteilichkeit zur Eskalation beitrug, sondern sich stets um Vermittlung und Deeskalation bemühte und damit fast immer erfolgreich war. Zum guten Miteinander trug auch wesentlich bei, dass wir uns konsequent an die nicht eigens vereinbarte Selbstverständlichkeit hielten, spätestens bis zum Zubettgehen jeden un guten Nachhall eines „cholerischen Unfalls“ zu bereinigen. Es wurde darauf geachtet, nie einen

Verdross über diesen Zeitpunkt hinaus zu verlängern. Dies ermöglichte uns ein lebenslanges vom Vergangenen unbelastetes gemeinsames Unterwegssein. Dafür bin ich meinen Eltern besonders dankbar.

Meine Mutter hatte ein eher melancholisches Temperament, ihre Schwester ein cholerasches. Sie stellte meiner Mutter gegenüber häufig fest: „Mit deinem Mann könnte ich nie leben!“ Das stimmte. Meine Tante und mein Vater verstanden sich zwar sehr gut – auf Abstand! – und es gab nie einen bösen Konflikt. Doch eine Ehe zwischen den beiden wäre absolut undenkbar gewesen. Sie war andererseits mit ihrem Mann, der ein phlegmatisches Temperament hatte, recht glücklich.

Das In-die-Luft-gehen mir gegenüber erlebte ich bei meiner Tante ebenso bis zu ihrem Lebensende. Im durch die Veranlagung bedingten Verhalten hat sich trotz allem versuchten Wollens lebenslang bei niemandem der Beteiligten nachhaltig etwas geändert. Das Wollen unterlag offensichtlich fast immer den nun einmal gegebenen genetischen Bedingungen.

Es kann sich bei einer Behinderung des Wollens – wie vorhin bereits im Zusammenhang mit dem Nichtkönnen aufgezeigt – auch um ein Verbot, also ein Nichtdürfen handeln, etwa um den Status quo zu erhalten.

Wenn man sich genauer anschaut, wie viel beim Können, Wollen und Dürfen bzw. Nichtkönnen, Nichtwollen und Nichtdürfen mitspielt und einen mehr oder weniger starken Einfluss ausübt, versteht man Jesu Warnung vor dem Urteilen. Es gibt wohl niemanden, der behaupten könnte, über alles, was sich im Dahinter bei sich selbst und bei anderen abspielt, so gut Bescheid zu wissen, dass das Urteil dann auch der Wahrheit und Gerechtigkeit entspricht. Das jeweils Erkennbare und Beobachtbare stellt bei weitem nicht die gesamte Wirklichkeit dar. Da erscheint oft nicht mehr als der über dem Wasser befindliche Teil eines Eisbergs.

Doch angefangen vom Alltagstratsch über die Medien bis hinein in alle menschlichen Institutionen wird unentwegt in einem fort leichtfertig und dazu noch meist negativ und in der Meinung geurteilt, dazu selbstverständlich auch

berechtigt zu sein. Die übliche Anfügung „es gilt die Unschuldsvermutung“ ist dabei leicht mehr als Selbstschutz vor Rechtsfolgen zu erkennen denn als Schutz des Beurteilten.

Gelegentlich habe ich bereits darauf hingewiesen, wie die folgende meist missverstandene Aussage Jesu aufzufassen ist: „*Ich sage euch aber: Über jedes unnütze Wort, das die Menschen reden, werden sie am Tag des Gerichtes Rechenschaft ablegen müssen.*“ (Mt 12,36)

Die verbreitete Meinung dazu geht in die Richtung, dass Gott doch nicht so kleinlich sein werde, um all das unnütze Gerede, dieses unzählbare oberflächliche Geschwätz, das sich da in einem ganzen Leben ergibt, einzeln Wort für Wort auf die Goldwaage zu legen. Daher wird Jesu Warnung nicht ernst genommen.

Ehrlich gesagt, mir ist das früher auch so vorgekommen. Doch das im griechischen Original von Jesus verwendete Wort *argos* (von *a-ergos*) hat mir gezeigt, dass es sich um Ernstzunehmendes handelt. Es scheint mir etwas verwunderlich, dass man auch in der neuen Einheitsübersetzung wieder das sprachlich zwar stimmende, doch missverständliche Wort „unnützlich“ verwendet hat.

Karl Herbst hat in seinem Kommentar „*Was wollte Jesus selbst*“ (Band II, Seite 144) eine gute Klarstellung geboten.

„*Das Wort soll wahr sein, soll die Absichten des Herzens kundtun. Das ist seine legitime Funktion. Wenn es das nicht leistet, sondern Absichten verhüllt und die Wahrheit verdreht, ist es ‚a-ergos‘: Es tut nicht seine Arbeit. Doch die Lüge ist zwecklos. Im Gericht Gottes werden alle noch so klug kaschierten bösen Absichten aufgedeckt und müssen korrigiert werden.*“

Dies gilt es wohl auf allen Ebenen ernst zu nehmen. Für mich selbst wieder einmal ein Grund, alle um Vergebung zu bitten, welchen ich mündlich oder schriftlich mit Worten begegnet bin, die nicht ihre Arbeit getan haben. Allen, die mich auf solche Worte aufmerksam machen, bin ich dankbar.

Ich denke, dass wir unbedacht auch Gott gegenüber im Gebet so manche Worte sprechen, die nicht ihre Arbeit tun, weil wir

durch sie ihm zur Erledigung zuschieben, was eigentlich in unserem eigenen Aufgabenbereich liegt. Dies ist mir bereits oft bei Fürbitten

aufgefallen, die üblicherweise aus Vordrucken bei der Eucharistiefeier vorgelesen werden.

Unzumutbar wahr?

Was ist unzumutbar wahr und wieviel Wahrheit ist einem Menschen, menschlichen Gemeinschaften und der Menschheit als ganzer zumutbar?

Diese Fragen sollten uns wegen ihrer weitreichenden Auswirkungen auf allen Ebenen als Einzelne und als Gemeinschaften, im Privaten und in der Öffentlichkeit, im Weltlichen und im Religiösen überall und allezeit beschäftigen. Denn überall und allezeit, privat und öffentlich stehen wir vor der Frage, ob wir überhaupt wenigstens im Versuch der Wahrheit leben wollen, wie Vaclav Havel es in seinem Essay darlegte, oder ob wir uns mit Unwissenheit, Lüge und Belogen-werden abfinden und zufriedengeben – mit den entsprechenden in vielem oft nicht mehr behebbaren Folgen.

Zu Recht gilt derzeit die Sorge um die weltweite Entwicklung der Demokratien und damit automatisch die Frage nach der zumutbaren Wahrheit bzw. nach dem unzumutbar Wahren als eine brennende. Jede und jeder an Politik Interessierte oder politisch Tätige weiß, dass einerseits dem Volk auch schwer verdauliche Wahrheit zugemutet werden muss, andererseits aber nicht gerade wenig unzumutbar wahr ist. Die Adressaten würden mit großer Wahrscheinlichkeit mit Unverständnis oder Aufstand bis hin ins ausbrechende Chaos auf bestimmte unzumutbare Wahrheiten reagieren. Also mit dem Verschweigen der Wahrheit lieber das vorauszusehende böse Ende in Kauf nehmen, weil dies nicht mehr einen selbst und die gegenwärtigen Adressaten, sondern erst später andere trifft?

Um in einer Demokratie etwas bewegen zu können, braucht man die entsprechende Macht und diese hat man nur durch eine Mehrheit. Um an eine solche zu kommen, muss man von einer Mehrheit gewählt werden. Gewählt werden allerdings kaum jene, die unzumutbare Wahrheiten, sondern überwiegend jene, welche schöne Versprechungen auf das Wahlvolk loslassen, auch wenn deren Unwahrheit und

Unerfüllbarkeit von vornherein leicht abzusehen ist. Wahlzuckerl nennt man das, die sich vielfach schon am Wahlabend in Luft auflösen.

Nach wie vor gilt auch in einer Demokratie, was bereits bei den römischen Cäsaren das Erfolgsrezept darstellte: panem et circenses – Brot und Spiele, in der Gegenwart jeweils in der auf die konkreten Bedürfnisse und Erwartungen upgedateten Version.

In Bezug auf den zu befürchtenden Klimakollaps scheint der Wall aus Unzumutbarkeit der Wahrheit, aus Nicht-wahrhabenwollen und aus Sich-selbst-belügen doch langsam Löcher zu bekommen – in nicht wenigen Punkten allerdings nicht nur vielleicht, sondern sicher bereits zu spät.

Dasselbe gilt für die Ökologie. Mikroplastik ist z.B. aus der Natur, vor allem aus dem Meer nicht mehr zu entfernen. Begonnen haben unumkehrbare Zerstörungen durch Verantwortungslosigkeit nicht erst in der Neuzeit. Der gesamte Mittelmeerraum war einmal reich bewaldet, in Nordafrika befand sich die Kornkammer Roms. Den jetzigen Zustand „verdankt“ dieser Raum denen, welche die Wälder abholzten und nicht mehr nachpflanzten.

In Südamerika, Afrika, Indonesien usw. geschieht heutzutage durch die Brandrodungen Ähnliches, obwohl man bereits weiß, wozu das führt. Doch damit ernstlich Schluss zu machen gilt für zu viele noch als unzumutbar wahr.

Die Pandemie hat von Anfang an als eines der Hauptprobleme die Frage aufgeworfen, wie viel Wahrheit, soweit man sie bereits wusste, wissen oder zumindest mit einiger Sicherheit abschätzen konnte, der Allgemeinheit bzw. einzelnen Menschen zumutbar ist.

Im Alltag begegnen wir diesen Fragen vielfältig.

Persönlich betreffen sie Menschen vor allem dann, wenn es etwa um die Fragen zu lebensbedrohlichen Erkrankungen oder ums Sterben geht. Wir wissen aus vielfacher Erfahrung, dass die Wahrheit von einem Extrem bis zum anderen Heil und Heilung, sowie mit vielen verschiedenen Zwischenmöglichkeiten bis hin zur Auslösung von Katastrophen reichen kann.

Es gilt daher stets zu beachten, was man wem, wie, unter welchen Voraussetzungen, Umständen und Eventualitäten, wann, wo, in welcher Absicht (warum und wozu), unter vier Augen oder vor bzw. mit anderen und da mit wem, nur in Einzelteilen oder vollständig, auf einmal oder erst nach und nach mitteilen kann oder soll oder muss und es auch will und verantworten kann.

Das kann sich als reichlich komplex, kompliziert, herausfordernd und bisweilen für den Adressaten und / oder den Mitteilenden in mehrfacher Weise gefährlich herausstellen.

Als Seelsorger bin ich oft vor der Entscheidung gestanden, wie viel von einer als unzumutbar empfundenen oder dafür gehaltenen Wahrheit ich den Leuten dennoch zumuten und sie offen damit konfrontieren muss, auch auf das Risiko hin, damit die einen und anderen zu vergrämen und zu verlieren. Wenn Jesus es in einer viel weitreichenderen Situation in Kafarnaum so gehalten hatte (vgl. die Rede vom Himmelsbrot, Joh 6, besonders Vers 67), durfte ich mich in einer im Vergleich dazu harmlosen nicht davor drücken.

In extremen Einzelfällen wurde es noch schwieriger, vor allem dann, wenn die betreffende Person sich selbst ein Leben lang belogen und in Einbildung gelebt hatte bzw. von der Umgebung bis zuletzt belogen worden war und es niemand gewagt hatte, ihr endlich die scheinbar unzumutbare Wahrheit doch zuzumuten und ihr reinen Wein einzuschenken.

Hier sind wir wieder bei dem, was Jesus als Wort, das nicht seine Arbeit tut, bezeichnet hatte.

Mein Wort musste auf jeden Fall seine Arbeit tun, ansonsten machte ich mich aus Feigheit, Bequemlichkeit oder falscher Rücksichtnahme selbst schuldig. Ich durfte aber auch das bestehende Unheil durch die schmerzliche Konfrontation mit der Wahrheit nicht noch vermehren oder ein vielleicht noch schlimmeres auslösen.

Gelegentlich war ich traurig und wütend in einem, wenn das Umfeld aus falscher Rücksichtnahme eine rechtzeitige Versöhnung, Umkehr, Wiedergutmachung usw. durch Verschweigen oder Belügen verhinderte, die betreffende Person in diesem Zustand starb und danach die ungelösten Hinterlassenschaften bereits bestehenden Streit und Unfrieden verlängerten oder dadurch erst auslösten und sich die Probleme in Folge als unlösbar erwiesen.

So manches Mal hätte das alles mit einem einzigen Satz von für unzumutbar angesehener Wahrheit, der seine Arbeit getan hätte, vermieden werden und stattdessen Versöhnung, Freiheit und Frieden schaffen können.

Ein leidenschaftlicher Raucher, der immer von der Gefahr für die Gesundheit liest, hört in den meisten Fällen auf – zu lesen

Dieses Zitat stammt von einem leidenschaftlichen Raucher, den man auf vielen Fotos mit Zigarre sieht – Winston Churchill. Er hat es mit denen gehalten, die zu lesen aufgehört haben.

Fällt uns dazu nicht gleich vieles zu uns selbst und zu unserem Umfeld ein?

Und das nicht nur zum Rauchen, sondern ganz allgemein?

Hörten wir nicht bereits als Kleinkinder auf zuzuhören, wenn Erwachsene uns mit ihren

Ermahnungen ständig in den Ohren lagen? Setzte sich diese Form von Aufhören bei entsprechender Zudringlichkeit der Mahnenden und eigener innerer Widerständigkeit gegen gute Ratschläge nicht später auf allen Gebieten fort?

Und andererseits, wenn wir in der Rolle der Mahnenden und Ratenden waren und es oft sein mussten? Wie erging es uns, wenn die Gegenüber ihre Ohren auf Durchmarsch oder sich taub stellten oder uns zeigten, wie lästig wir ihnen fielen?

Bei sehr vielen, die zur Aussprache zu mir kamen, hörte ich wechselseitig entweder die Klage, dass ihnen nicht mehr zugehört werde oder die Klage, dass sie die ständigen gutgemeinten Ermahnungen und Erinnerungen nicht mehr aushielten. Bei nicht wenigen hatte sich das bereits vom Lästigfallen bis zur Aggression gesteigert.

Ich greife nun im Großen nur unsere „liebe Mutter Kirche“ heraus. Es geht ihr heute beim Reden und beim Gehört-werden mit den Angesprochenen und diesen mit der Kirche nicht anders.

Schauen wir uns die Problematik, die schließlich uns alle betrifft, etwas genauer an.

Zweifellos muss die Kirche den Auftrag Jesu erfüllen. Dieser ist eindeutig und verbindlich.

Sie trägt Verantwortung und muss vor Gott dafür Rechenschaft ablegen.

Darauf machte im alten Israel Jahwe bereits den Propheten Ezechiel aufmerksam (vgl. Ez 3, 16-21). Wenn er seine Verantwortung Mitmenschen gegenüber nicht erfüllt und die Betroffenen dadurch zu Schaden kommen, macht er sich selbst schuldig und wird von Jahwe zur Verantwortung gezogen werden.

Die Kirche darf und kann nicht alles einfach so laufen lassen und schweigend zuschauen, wie es sich ihre Mitglieder in unzähligen Varianten einbilden und wovon halt leider nicht gerade wenig nicht Gottes Vorgaben entspricht. Sie darf auch zum Verhalten der nicht zu ihrer Gemeinschaft zählenden Menschen nicht schweigen. Auch dann nicht, wenn diese der Meinung sind, die Kirche sei für sie nicht zuständig. Das lebendige Wort Gottes wurde in Jesus Christus für alle Menschen Mensch und Jesu Beispiel und Aufträge sind auch in diese Richtung eindeutig.

Letztlich betrifft diese Verantwortung nicht nur ihre leitenden Mitglieder, sondern alle Getauften, denn kein Mitglied der Kirche darf sich verhalten wie Kain und sagen: „Bin ich der Hüter meines Bruders?“ (Gen 4, 9)

Der Hüter ist ein Mensch für seinen Mitmenschen nur in bestimmten Situationen. Aber der Mensch, der einmal von Gott wie Kain nach seinem Bruder, seiner Schwester gefragt wird, wie er ihnen begegnet und sich ihnen gegenüber

verhalten hat, ob er sich um sie annahm oder sie ins Verderben rennen ließ, ist ausnahmslos jeder.

Dazu hat Jesus in seiner Gerichtsrede eine unübersehbar klare Antwort gegeben, indem er sich selbst mit jedem Menschen, mit dem wir in irgendeiner Weise zu tun haben, identifiziert. (vgl. Mt 25, 31-46) Und zu tun haben wir in unserer globalisierten Welt nicht nur mit jenen, die in unserer Nachbarschaft leben, sondern nach den uns gegebenen Möglichkeiten, wenn auch als Einzelne vielfach nur minimal, letztlich mit allen Menschen.

So nach und nach dämmert uns das z.B. hinsichtlich der Erde, die unseren Umgang mit ihr bereits seit einiger Zeit nicht mehr erträgt und ihn mit Sicherheit nicht weiterhin aushalten wird.

Nicht nur die Kirche, sondern ausnahmslos jeder Mensch, der sich für andere verantwortlich weiß, steht im Wesentlichen besonders vor zwei Herausforderungen: Ist er durch sein eigenes Verhalten glaubwürdig und findet er die richtige Vorgangsweise, um wahrgenommen, gehört und ernstgenommen zu werden?

Hinsichtlich der Glaubwürdigkeit wurde in den vergangenen Jahren und wird derzeit zu Recht aus verschiedenen Gründen vieles in Frage gestellt. Ich brauche wohl nicht näher darauf einzugehen.

Nur auf einen Punkt möchte ich hinweisen.

Mein Vater war ein starker Raucher – mit „Selbstgewuzzelten“. Während des Krieges tauschten starke Raucher Lebensmittelmarken gegen Bezugsmarken für Rauchwaren. Das kam für ihn auch aus Rücksicht auf Frau und Kind nicht in Frage. Eines Tages sagte der Hausarzt zu ihm: „Wenn Sie noch länger leben wollen, dann hören Sie mit dem Rauchen auf!“ Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, dass er, obwohl es ihm schwerfiel, von einem Tag auf den anderen damit aufhörte und danach nie wieder damit anfang.

Als er mich nach dem Krieg hinter dem Stadl bei einem Rauchversuch mit Lianen erwischte, weil mir vor den Ami-Tschick, welche andere Buben aufsammelten, grauste, schimpfte er mich nicht, sondern sagte einfach: „Du kannst dir das Rauchen ruhig angewöhnen. Du weißt

aber, wie es mir damit ergangen ist. Der Esel bist du.“ Sein Zugeben ohne jede Beschönigung, dass es seinerseits eine Eselei gewesen war, sich das Rauchen anzugewöhnen, er es dann aber eingesehen, aufgehört, sich konsequent zu verhalten und nie mehr begonnen hatte, gab ihm Glaubwürdigkeit.

Glaubwürdig ist ein Mensch nicht nur, wenn er nie Fehler gemacht und nie gesündigt hat. Das wäre sicher im gewissen Sinn die beste Voraussetzung. Doch wer kann das allen Ernstes von sich behaupten? Wie viele oder wie wenige wären unter dieser rigorosen Bedingung noch glaubwürdig? Wir wissen, dass auch die meisten Biographien von Heiligen mehr oder weniger geschönt sind und die Heiligen der Wirklichkeit wie alle anderen Menschen selbstverständlich nicht nur ihren Schatten, das Ungelebte, sondern dazu meist noch ihren Misthaufen persönlichen Versagens und die einen und anderen gelegentlich noch Leichen im Keller ihres Lebenshauses hatten.

Glaubwürdig ist nicht nur ein Fehlerfreier, sondern ebenso jemand, der zu seinen Fehlern und seinen Sünden steht, sie aber bereut, sich von ihnen distanziert, aus ihnen lernt und anders weiterlebt.

Jesus sagte ausdrücklich: „Ich bin nicht gekommen, um Gerechte zu berufen, sondern Sünder.“ (Mk 2,17). Dies gilt auch für seinen engsten Kreis, die Apostel, die er dann zu seinen Zeugen bestimmte. Dass sie dafür Glaubwürdigkeit nötig hatten, ist wohl selbstverständlich.

Für Jesus war allerdings bezüglich ihrer Glaubwürdigkeit Fehler- und Sündhaftigkeit weder bei der Berufung ein Problem noch danach.

Den Petrus bestätigte er daher trotz seines feigen Verrates und Meineides nach seiner Reue in seinem ihm zgedachten Amt. Seine Frage an Petrus lautete nicht: „Hast du mich immer geliebt?“, sondern „Liebst du mich?“ Jetzt, nachdem du gefallen und wieder aufgestanden bist. Das Vergangene war geschehen, doch bereut und vergeben. Die Gegenwart und die Zukunft sollten damit nicht weiter belastet werden. Jesus hätte auch den Judas wieder als

Apostel aufgenommen, hätte dieser sich ähnlich verhalten wie Petrus.

Außerdem: Ein gefallener, aber reuiger und aus seinem Versagen lernender Petrus blieb als Leiter der Jesusbewegung viel eher gefeiert vor selbstherrlichen Allüren als ein stets fehlerfreier und sündenloser.

Wenn Papst Franziskus sich als ein „mit Erbarmen angeschauter Sünder“ sieht, ist er glaubwürdiger, als wenn er sich als „Seine Heiligkeit“ betrachtet und so betitelt werden will.

Wäre mein Vater fehlerfrei gewesen, hätte er für mich durch sein Drüberstehen über den bzw. seinen Sieg über alle Versuchungen zwar ein Idealbild des Tadellosen abgegeben. Dem zu entsprechen wäre richtig und sinnvoll gewesen. Doch die Tadellosigkeit hätte mich in meiner Schwäche eher gedemütigt als aufgerichtet oder vor Dummheiten bewahrt. Oder ich hätte ihm seine Fehlerfreiheit von Vornherein nicht geglaubt. So aber war er für mich in seiner Ehrlichkeit und seinem Kampf mit und seinem Sieg über die eigene Schwäche glaubwürdig. Ich habe auf ihn gehört und vom Rauchen die Finger gelassen. In der Berufsschule und in der Seelsorge hatte ich mit tausenden Jugendlichen zu tun und kam mit vielen ins Gespräch bezüglich ihrer Väter und Mütter und deren Glaubwürdigkeit. Der Großteil machte dieselben Erfahrungen wie ich selbst. Auch meine eigene Glaubwürdigkeit lag auf derselben Linie.

Der heute vielfach herrschende Perfektionismus ist ein Wahn. Er verlangt für die meisten Menschen Unmögliches, verleitet zur Verlogenheit und zum Schönfärben, begnügt sich nach geschehenen Fehlern mit dem Verurteilen, entzieht für immer die Glaubwürdigkeit, verweigert das Erbarmen und Vergeben, setzt damit jeweils einen Punkt und beendet oft die Zukunft eines Menschen, bevor sie begonnen hat. Würde sich Jesus / Gott ebenso verhalten, hätte nur eine verschwindende Minderheit eine Chance für Glaubwürdigkeit. Doch Jesus / Gott setzt statt eines Punktes einen Strichpunkt, der einen Neubeginn mit einer neuen Glaubwürdigkeit ermöglicht. Das beweist u. a. eine große Zahl

von Heiligen, die – krass gesagt – aus der Gosse kamen.

Ich hatte vor kurzem ein gutes Gespräch mit einem Insider in Führungsposition. Er war so wie ich der Ansicht, dass man von einem Extrem ins andere gefallen sei, von der Laxheit und dem Durchgehenlassen von Verhalten, das Glaubwürdigkeit zerstört, in den Puritanismus.

Glaubwürdigkeit ist eine unbedingte und unveräußerliche Voraussetzung dafür, wenn man gehört werden will. Doch sie ist für sich allein zu wenig. Es bedarf auch etlicher Fähigkeiten, Charismen, Tugenden, ohne die selbst eine sehr wichtige Botschaft nicht ankommt oder nicht ernstgenommen und nicht befolgt wird.

Auch dies ist uns aus dem Alltag ab Kindesbeinen an reichlich bekannt. Es spielt sich im Großen und damit eben auch in der Kirche nicht anders ab.

Von den Päpsten über die Bischöfe und die Pfarrer herunter bis zu den frommen Eltern hat sich die Kirche jahrhundertlang in unabsehbar vielen Ermahnungen ergangen und beklagt sich nun, dass von allzu vielen nicht mehr auf sie gehört wird.

Mit der Klage allein wird es sicher keine Änderung zum Besseren geben – im Gegenteil. Wer eine Verbesserung will, muss eine positive Vision entwickeln, mit Hoffnung und Zuversicht an die Probleme herangehen und sich statt auf Hindernisse und Defizite, auf die realen Chancen und Möglichkeiten konzentrieren, auch dann, wenn sie erst einmal recht gering erscheinen.

Wenn wir jeweils bei uns selbst und in unserem Umfeld damit anfangen, kann dies in Summe auch zu einer Wandlung im größeren Rahmen führen.

Dein Bruder



Termine und Hinweise

Gottesdienst in der Pfarrkirche Brunnenthal: Solange es bei den geltenden Pandemiemaßnahmen möglich ist, jeden zweiten Freitag im Monat um 19:00 Uhr

Unkostenbeitrag für den Rundbrief: Selbstkosten rund 15.- € im Jahr. Wer mehr gibt, unterstützt unsere Arbeit. Bei Bareinzahlungen unbedingt gut leserlich Angabe des Vor- und Zunamens und der Adresse! Ein Zahlschein liegt jedes Jahr der Nr. 4 bei.

Kath. Pfarramt Brunnenthal, Raiffeisenband Region Schärding.

IBAN: AT52 3445 5000 0402 3818 / BIC: RZOOAT2L455

Beiträge für den Verein MUZU (Mut zum Teilen, Zukunft schenken / früher Hilfsfonds): Wenn eine gemeinsame Einzahlung mit dem Rundbrief erfolgt, dann ist unbedingt die Angabe des jeweiligen Betrages erforderlich, weil es zwei getrennte Buchhaltungen betrifft.

Konto für MUZU: RB Region Schärding, IBAN: AT11 3445 5000 0403 3965 / BIC: RZOOAT2L455

Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion:

Pfarramt Brunnenthal, 4786 Brunnenthal, Dorfstr. 8

pfarre.brunnenthal@diocese-linz.at

Für den Inhalt verantwortlich:

Franz Schobesberger, 4786 Brunnenthal, Dorfstr. 8

Verlagsort/Herstellungsort: 4786 Brunnenthal

Hersteller: Druckerei Himsl, 4780 Schärding

Offenlegung nach §25 des Mediengesetzes:

Dieser Rundbrief ist ein Kommunikationsorgan für Teilnehmer an Glaubensseminaren und Interessierte. Erscheint vierteljährlich.

Zulassungsnummer: GZ 02Z031244 M

Verlagspostamt: 4780 Schärding/ P.b.b.

Envoi à taxe réduite/Bureau de poste

A 4780 Schärding (Autriche) Taxe perçue